

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 25

Artikel: Du sollst nicht lügen!

Autor: Mille, Pierre

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vor dem Lehrerhaus wartend stand, bedeutete dies nicht nur ein Erlebnis für die glückliche Ferienreisende selber; auch für die übrigen Bewohner des Hauses war es ein interessantes Ereignis. Die Fenster öffneten sich, die Köpfe von Groß und Klein beugten sich neugierig hinaus. Alle riefen sie dem Mareili Abschiedsgrüße zu, wenn es, von kräftigen Frauenarmen gestützt, das Haus verließ.

Erfrischt und glücklich kehrte meine Freundin stets wieder nach Hause. Sie wußte dann gar lebhaft zu erzählen von all dem Guten und Schönen, das sie genossen hatte in der ländlichen Stille draußen. Dann schloß sie mit den Worten: „Wie guet geit es mer ging wieder, und wie dankbar bin i derfür!“

Einmal, an einem schönen Sonntag in den Sommerferien, war ich allein im Großen-Haus zurückgeblieben mit einer an allen Gliedern gelähmten, befreundeten Dame aus Biel und ihrer Wärterin, die auf wenige Tage bei mir auf Besuch weilten. Rasch entschlossen machte ich mir die Freude, die Bekanntschaft Mareilis mit der andern Kranken zu vermitteln. Beide waren sich durch meine Erzählungen nicht fremd geblieben. Im Krankenwagen der einen holte ich die andere nach Hofwil.

Schon die Fahrt bedeutete für Mareili, das lange seine Stube nicht mehr verlassen hatte, frohes Erleben! Tapfer verbiß es die Schmerzen, die ihm das Treppen-Hinuntersteigen verursachte. Als es aber im bequemen Wagen saß, da strahlten seine Augen vor Glück und vor Wonne. Überall entdeckte es während der Fahrt vertraute Plätzchen, die ihm aus der fernen Jugendzeit zuzuwünschen schienen. Manches hatte sich in den Jahren verändert. Neues war hinzugekommen, das es nicht gekannt hatte. — Da, ja da! an der Hausmauer, dem Brunnen gegenüber, war alle Sommer die Bauernfrau gesessen und hatte Körbe mit herrlichen Kirschen um sich versammelt, welche leckere in den Mußestunden von den vornehmen Zöglingen gekauft und genascht wurden! Dort sah es die Arbeitsstätte seiner Mutter wieder und alle die Plätzchen, Wege und Stege, wo es damals mit seinem Brüderchen gespielt! Jetzt entdeckte Mareili das kleine Haus, in dem einst die Werkstatt seines Vaters war — und dort, am Ende des ehemals herrschaftlichen Ziergartens, da stand ja noch, im Gebüsch versteckt, die Bank, auf der es als Kind so manches Mal und so gern gesessen!

Wie oft hat Mareili von dort hinab zum Seelein geblickt über die Felder weg und das Badehaus! Wie schön war es damals gewesen!

Unser Einzug in Hofwil wurde förmlich zum Pilgerzug mit vielen Stationen. Und als endlich die paar Vorstufen erstiegen waren, da ließ sich Mareili ganz erschöpft in der Sophäde nieder, dem Bett der andern Kranken gegenüber.

Ich aber hatte die Freude, zu beobachten, wie bald ein reges Sichausprechen meiner beiden Gäste immer lebhafter und fröhlicher sich entwidete. — Ich benutzte diese Gelegenheit, rasch den Nachmittags-Kaffee zu kochen. Durch die Wärterin wurde meinem Bielergaite Kaffee und Kuchen gereicht, während ich Mareilis Bedienung besorgte.

Das war eine gesegnete Frauen-Kaffeevisite im großen, stillen Hause, wo alte Wandgemälde von der Hand einer Tochter Fellenbergs auf uns niederblühten!

Draußen in Feld und Garten herrschte vollständige Ruhe unter der klaren Sommersonne. Nichts regte sich. Nur die Bienlein flogen dem Honig nach, und die Schmetterlinge gaukelten in der zitternden Sommersonne von Blume zu Blume.

Als ein paar Monate später dem glanzvollen Herbst ein bitter kalter Winter folgte, der in tüdischer Weise Mareili siechen Körper besonders heftig angriff, da hörte ich es zum erstenmal über Schmerzen klagen. Dann wurden diese Plagen immer heftiger, immer schwerer. Und einmal lagte es, mit einem leisen Lächeln auf dem lieben Antlitz, zu mir:

„Wenn Dühr einisch ghöre wärdet, daß i gstorbe sng, de dänlet nume: der Liebgott het's guet gemeint mit dem Sutter-Mareili!“

Es besaß eine tiefinnerliche Frömmigkeit, über die es nie sprach, mit der es nie prahlte.

Als ich bei meinem Fortgehen von Hofwil Abschied nehmend vor der Guten stand und sie mir ansehen möchte, daß mir dieser Abschied sauer wurde, da erhob sich der arme Frauenkörper von seinem Sitz. Mareili trat zu mir an den Tisch heran. Die Hände stützten sich fest auf die Tischplatte. Es stand beinahe aufrecht vor mir und sein guter Mund suchte mich aufzumuntern in schlchten Worten.

Ich habe später, aus der Ferne, Mareili noch einige Male aufgesucht. Jedesmal fand ich es kräcker, als zuvor.

Dann war das Sutter-Mareili eines Tages unerwartet rasch aus seinem mühseligen und doch so vielfach gesegneten Leben geschieden.

Du sollst nicht lügen!

Von Pierre Millet.

Auf dem Schreibtisch des Herrn Jonas Obededom Merryweather, Alleinbesitzer und, nach Gott, einziger Herr in einer der bedeutendsten Spinnereien Manchester — 300,000 Spulen, 100,000 Pfund jährlicher Reingewinn — befanden sich, außer einem Notizblock, auf dem die sichere Hand und das flare, schnellarbeitende Gehirn des Industriellen seine Berechnungen kalkulierte, nur noch zwei Dinge: nämlich eine Bibel und ein Telephon.

Eine Bibel und ein Telephon! Gott und die Geschäfte! Für etwas anderes gab es keinen Platz im Leben dieses streng protestantischen Wesleyaners. Sein englischer Name Merryweather — den man ins Deutsche mit „Gutwetter“ übersetzen könnte — schien eine Ironie auf seinen Zivilstand zu sein. War es nicht wie ein Zeichen des Himmels, daß die pietistische Strenge seiner Erzeuger den hellen Klang dieses Namens durch die mit Wohlbedacht und mit Beziehung auf die biblischen Schriften ausgewählten Vornamen zu dämpfen suchten? Jonas hatte ja wunderbare Beziehungen zu einem Walfisch gehabt, was allzu bekannt ist, als daß man es noch zu erwähnen brauchte; und, was Obededom anbelangt, so sollte man wissen, daß diesem während drei Monaten die Wache über die Bundeslade anvertraut gewesen war, was seinem Hause und seinen Nachkommen unzählige Wohlstaten und Segnungen eingebracht hatte.

Mister Merryweather liebte es, auf diese Präzedenzfälle zurückzukommen. Wie Jonas, würde auch er in den schwierigsten Lagen durch den Herrn beschützt sein; wie Obededom, glaubte er gern, daß auch er nur den Wohlstand kennen würde, denn der Herr breitet seine Rechte aus über diejenigen, so ihn verehren, sich seinem Dienste weihen und seine Gebote achten. Mister Merryweather machte es sich wirklich zum Gelek, diese Gebote zu befolgen und erwartete es auch gar nicht anders, als dafür belohnt zu werden.

Denn Gott ist groß, er ist weise, er ist großmütig mit seinem Geschöpf, wenn immer dieses Geschöpf die Gesetze, die er ihm gegeben hat, achtet und respektiert. Gott hat dem Geschöpf gesagt: „Du sollst nicht ehebrechen!“

Aber er hat auch hinzugefügt: „Vermehre dich wie die Sterne am Himmel!“ was das Uebersprudeln der ehrlichen Liebe nicht nur erlaubt, sondern sogar verherrlicht und vorschreibt. Der Herr hat auch gesagt: „Du sollst nicht begehr das Weib deines Nächsten, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel, noch irgend etwas, das deinem Nächsten gehört.“ Aber er hat versprochen: „Ich werde segnen die Unternehmungen aller derer, die meine Gebote befolgen. Ich werde segnen ihr Feld, ihren Weinberg, ihren Feigenstock.“ Und so war die Grundlage des Bündnisses mit Gott folgende: Die Spinnerei bedeutete das Feld, den Weinberg und den Feigenstock Jonas Obededom Merryweathers. Der

Herr sollte seine Spinnerei segnen, unter der Bedingung, daß er nicht sündige, wie ja eine gute Tat der Beweis dafür ist, daß man ein Gerechter ist; und es ist gut so.

Der Herr hatte aber auch folgendes Gebot erlassen: „Du sollst nicht lügen.“ Mister Merryweather — wenn dies nicht schon an sich eine Sünde wäre — würde sicher stolz sein, niemals dieses, noch irgend ein anderes Gebot nicht streng befolgt zu haben. Er war übrigens sehr bekannt und sein Wort wurde nie bezweifelt. Nein, nein, er hatte nie gelogen und würde es auch nie tun, sowenig er am Sonntag eine Reise unternommen oder, was noch schrecklicher wäre, eine Kugel seines großen Billards angerührt hätte. Der Sonntag ist dem Gebet, dem Gottesdienst und der ehelichen Liebe geweiht, welch letztere ja nirgends verboten ist, weder an diesem, noch an einem andern Tage.

An einem Samstagmorgen sagte Mister Merryweather zu Misses Florence Merryweather, seiner Gattin, die noch ein wenig müde im Bett lag:

„Florrie, wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“

„Alles, was Sie wünschen, mein Teurer!“

„Dann offerieren Sie mir 500 Ballen Baumwolle zu 16 Shilling 6 Pence.“

„Sie meinen, mein Teurer?“

„Offerieren Sie mir fünfhundert Ballen Baumwolle zu 16 Shilling 6 Pence“, beharrte der Gatte ernst.

„Aber, Liebster, ich verstehe gar nicht... Weder besitze ich fünfhundert, noch eine einzige Balle Baumwolle. Ich verkaufe doch keine Baumwolle. Ich habe überhaupt nie Baumwolle gehabt!“

„Florrie“, erwiderte mit fester Stimme Mister Merryweather, „eine treue Gattin soll stets ihrem Gatten gehorsam sein. Sie sind immer eine gute Gattin gewesen, Sie waren mir immer gehorsam. Ich bin glücklich, ich bin stolz, Ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich hoffe aber, daß Sie auch heute dieser heiligen und elementarsten Pflicht nachkommen werden. Ich sage: Offerieren Sie mir fünfhundert Ballen Baumwolle zu 16 Shillings 6 Pence.“

„Well, ja... wenn Ihnen dies Vergnügen bereiten kann.“

„Nicht so, Florrie, nicht so! In Geschäften muß man immer genau sein. Sagen Sie also: „Ich offeriere Ihnen...““

„Also, ich offeriere Ihnen fünfhundert Ballen Baumwolle...“

„Handelsübliche Qualität!“ präzisierte Mister Merryweather.

„Handelsübliche Qualität, zu 16 Shillings 6 Pence.“

„Sehr gut, Florrie, sehr gut! Ich verlangte auch gar nicht mehr als das. Ich notiere mir die Stunde und das Datum: 29. April 1925, acht Uhr dreißig morgens... Jetzt will ich nur noch mein Gebet verrichten und werde dann frühstücken gehen.“

Mister Merryweather verrichtete sein Gebet und ging dann mit gutem Appetit zum Frühstück, das aus zwei Tassen Milchkaffe und einer vorzüglichen Scheibe rosa Schinken bestand, auf der noch zwei Spiegeleier lagen. Darauf begab er sich mit der Straßenbahn in seine Fabrik, denn dieser einfache Mann verschmähte das Auto, wenn er ins Geschäft fuhr. Er trat in sein Bureau und läutete:

„Führen Sie die Makler herein“, befahl er.

Es waren deren sieben oder acht, mit Augen, die geschrägt schienen, wie die Spitzen ihrer Bleistifte. Ein Auftrag der Firma J. D. Merryweather konnte nicht anders als ein großer Auftrag sein, die Provision somit auch nicht anders als eine schöne Provision. Andererseits, mit diesen ewigen Kursschwankungen sind die Transaktionen so außerordentlich schwierig, so vom glücklichen Zufall beeinflußt worden!

Man muß vorsichtig sein, eine Marge für das Risiko reservieren...

Da war Thomas Sanderson, der in sein eigenes Fett eingehüllt war, wie eine Schildkröte in ihre Schale. Man

hätte wahrlich sagen können, daß er sich darin zurückzog, wenn er nachzudenken hatte. Dann Epaminondas Zaphyropoulo, ein Griech von Smyrna, der zuerst Arzt in Italien, Ingenieur für Tabakverwertung in Bulgarien, Journalist in Frankreich gewesen war und nun in England den Handel vorzog. Undere noch, auch Jakob Beerboom, der Jude, gewöhnlich von seinen Freunden Iken genannt, von welchem es hieß: „Seit Zaphyros auf dem Platz ist, hat er an Ansehen gewonnen. Es ist doch alles relativ.“

Mister Merryweather setzte sich und spielte mit seinem Füllfederhalter.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren, nehmen Sie, bitte, Platz!“

Das war, wie wenn er gesagt hätte: „Man behauptet, daß alle Menschen gleichwertig seien. Tragen wir also diesem zeitgenössischen Vorurteil Rechnung.“ Er fügte kurz bei:

„Was haben Sie? Welche Quantitäten?“

„Dreihundert Ballen, Ende des Monats, 18 Shillings“, sagte der dicke Sanderson.

Dann zog er sich in seinen Speck zurück, wie in eine ungeheure Muschel. An seiner umfassenden Person war nichts mehr lebendig, als seine Augen, seine Augen, die gleichzeitig alle seine Konkurrenten beobachteten.

„17,8“ warf Iken hin, „Quantität nach Belieben.“

„17“, sprach mutig Zaphyros.

Mister Merryweathers Füllfeder hatte sich wie zum Schreiben gesenkt; aber er schrieb nichts. Und seine starken, scharfgezeichneten Züge blieben so unbeweglich wie Sandersons dickes Gesicht, das sich ganz in den ungeheuren Kinnbaden verlor. Man wartete.

„Nein!“ beschloß Mister Merryweather.

Mister Sandersons Zunge fuhr zwischen die Lippen, wie dies auch manchmal bei den Schildkröten, denen er gleich, geschieht.

„Nein? Das ist doch der Kurs!“ sagte er.

„Auch für mich ein Nein?“ fragte Iken. „Ich bin doch unter dem Kurs!“

Zaphyropoulo sagte nichts. Er wartete ab.

„Meine Herren“, erklärte Mister Jonas Obededom Merryweather, indem er einen klaren und treuherzigen Blick vor sich hinwarf, „es sind keine zwei Stunden her“, — er zog seine Uhr hervor — „es war genau vor ein und dreiviertel Stunden, daß ich eine Offerte... eine Offerte für fünfhundert Ballen zu 16 Shillings 6 Pence bekam.“

„Das ist ja nicht möglich!“ protestierte Mister Sanderson, während sich diesmal seines Körpers ein Schütteln bemächtigte.

„... Nicht möglich!“ echote Iken.

Zaphyropoulo entfaltete seine entmutigten Hände.

„Meine Herren“, antwortete Mister Merryweather mit leicht gefränter Stimme, „haben Sie je sagen hören, daß ich gelogen hätte? Haben Sie je gehört, daß ich eine solche Sünde begangen hätte?“

„Mister Merryweather, Sie wären dessen nicht fähig“, sagte Zaphyropoulo mit süßem Lächeln... „Sie haben ein gutes Geschäft gemacht, ein außerordentliches Geschäft!... Wenn wir aber zu Dritt dreihundert Ballen zu 16 Shillings offerieren würden? Würde Ihnen das passen?“

„Meinetwegen, Ihnen zu lieben“, erwiderte Mister Merryweather und nahm das Angebot an.

* * *

Am Abend sagte er zu seiner Frau:

„Es war kein schlechter Tag, Florrie. Stellen Sie sich vor, daß ich zu fast ebenso guten Bedingungen abschließen konnte, wie die Ihrigen von heute früh! — Laßt uns den Herrn loben!“

(Berechtigte Uebersetzung von Camilla Aronowska.)